

Journal



Psychopathologie in Kunst und Literatur

Bis ich dich finde

Für den letzten Teil seines jüngsten Romans „Bis ich dich finde“ reiste der amerikanische Autor John Irving zu Recherchezwecken in das schweizerische Sanatorium Kilchberg. Die Ärzte, mit denen sich Irving dort unterhalten hat, tauchen schließlich als Figuren in seinem Roman wieder auf.



© Prof. Dr. W. Greil, Zürich

Berühmter Besuch in Kilchberg. John Irving (2. von links) mit Ärzten aus dem Kilchberger Stab: Dr. med. prakt. Stephanie Krebs, Dr. med. Andreas Horvath, Dr. med. Christine Huwig-Poppe, Prof. Dr. med. Waldemar Greil, John Irving und Dr. med. Oliver Hartmann (von links nach rechts).

88 Psychopathologie in Kunst und Literatur

John Irving recherchierte für seinen Roman bei Prof. Waldemar Greil im Klinikum Kilchberg am Zürichsee – und integrierte das Team gleich in das Geschehen.

92 NeuroTransmitter-Galerie

Wenn Maschinen die Kunst machen und nicht mehr nur der Künstler, wo genau beginnt dann das Kunstwerk?



William Burns, der Vater von Irvings Protagonisten, ist Patient im Sanatorium Kilchberg. Die Anstalt mit dem direkten Blick auf den Zürichsee gibt es wirklich. Seit 140 Jahren werden dort Menschen mit allen Formen psychischer Störungen behandelt.

Der alljährlich für den Literaturnobelpreis hochverdächtige und im persönlichen Umgang liebenswürdige amerikanische Schriftsteller John Irving wurde als John Wallace Blunt Jr. 1942 in Exeter, New Hampshire, geboren. Benannt war er nach seinem Vater, einem Kampfpiloten. Seine Mutter, Helen Francis Winslow, eine Krankenschwester, ließ sich jedoch schon vor der Geburt des Sohnes scheiden. Im Alter von sechs Jahren wurde der Name geändert, nachdem sein Stiefvater, Collin F. N. Irving, ein Professor für russische Geschichte, ihn adoptiert hatte. Mit 14 Jahren begann John zu ringen und zu schreiben, hatte aber wegen seiner Legasthenie in der Schule große Schwierigkeiten. Irving studierte ab 1961 an der Universität von Pittsburgh, dann 1962/1963 zwei Semester in Wien, wo er die Idee zu seinem ersten Roman hatte: Er verbrachte seine Zeit im Tiergarten und in Kaffeehäusern, da es in seinem Zimmer zu kalt war. Er fuhr Motorrad, las „Die Blechtrommel“

von Günter Grass und schrieb, davon inspiriert, sein erstes Buch „Lasst die Bären los!“. Danach ging Irving auf die Universität von New Hampshire, wo er 1965 mit dem Bachelor abschloss. Seinen Master of Fine Arts bestand er 1967 in Iowa und trat anschließend eine Dozentstelle an einem College in Vermont an. Nachdem er nach seinem dritten Roman der Meinung war, sein bisheriger Verlag würde ihn nur unzureichend unterstützen, brachte er sein viertes Buch, „Garp und wie er die Welt sah“ bei einem anderen Verlag heraus und schaffte damit seinen Durchbruch. Der Erfolg war so überwältigend, dass Irving sich fortan vollständig der Schriftstellerei widmen konnte und seine Dozententätigkeit aufgab. 1999 verfasste er das Drehbuch seines Romans „Gottes Werk und Teufels Beitrag“. Für diesen wunderbaren Film mit Michael Caine als Waisenhausarzt Dr. Larch, Toby Maguire und Charlize Theron, in dem die Rolle des Arztes auch in ihrer ethisch-moralischen Ambivalenz

diskutiert wird, erhielt er 2000 einen Oscar. John Irving hat aus seiner ersten Ehe zwei Söhne und ist in zweiter Ehe seit 1987 mit seiner Agentin verheiratet, mit der er einen weiteren Sohn hat. Er lebt abwechselnd in Vermont und Toronto.

Manche Kritiker werfen Irving vor, zu sehr autobiografisch zu schreiben und sich ständig zu wiederholen; Irvings größtes literarisches Vorbild ist Charles Dickens, dessen Themen und Motive sich wie ein roter Faden durch Irvings Werk ziehen.

In seinem jüngsten Roman „Bis ich dich finde“ (dt. 2006) erzählt John Irving die Geschichte seiner Vatersuche. „Wenn Du wie ich jahrzehntelang nicht weißt, wer Dein Vater ist, dann bist du gezwungen, ihn dir immer wieder aufs Neue herbei zu fantasieren. Ständig fragte ich mich: Wer ist mein Vater? Weiß er, dass ich Bücher schreibe? Hat er mich mal bei einem Ringkampf gesehen? Das hat mich Tag und Nacht beschäftigt.“ Jack Burns, der Romanheld, ist vier Jahre alt, als er

mit seiner Mutter auf die Suche nach seinem Vater geht. Der ist ein genialer Kirchenorganist und süchtig nach Tattoos. Irving hat mit vollem Körpereinsatz in der Szene recherchiert: „Ich habe viel Zeit in Tattoo-Shops verbracht und wirklich guten Tätowierern bei der Arbeit zugeschaut. Eines meiner Tattoos symbolisiert die Startpositionen beim Ringkampf und dieses Ahornblatt trage ich zu Ehren meiner kanadischen Frau.“ Den neuen Roman widmet Irving seinem Jüngsten aus zweiter Ehe. Er wünscht seinem Sohn eine ideale, unbeschwerte Kindheit. Die Lücke, die sein eigener Vater hinterließ, füllte Irving mit fiktiven Vaterfiguren in zahlreichen Romanen. Er träumte insgeheim, sein Vater möge sie lesen und sich irgendwann melden. Erst als er fast 60 war, rief plötzlich ein Halbbruder an, von dem Irving bis dato nichts gewusst hatte, und er sah zum ersten Mal Fotos aus dem Leben seines Vaters, der fünf Jahre zuvor gestorben war. Das war eine ziemlich emotionale Familienzusammenführung. „Ich erfahre von den anderen Kindern meines Vaters, dass er ein guter, liebevoller Mensch war. Er war vier Mal verheiratet und hatte Kinder mit drei verschiedenen Frauen. Meine Mutter war die erste. Er war wohl schon ein wenig kompliziert.“ Jahrzehntlang hat Irving für Ringkämpfe trainiert. „Es war meine Art der Therapie“, sagt er rückblickend, und es half gegen die Wut. Wut auf die schweigende Mutter und auf den Vater, der sich von ihr jeden Kontakt mit seinem Sohn hatte verbieten lassen.

Und dann war da noch das andere Trauma seines Lebens: Irving war elf, als er von einer viel älteren Frau sexuell missbraucht wurde. „Ich war total verwirrt, wusste nur, dass ich das niemandem erzählen durfte. Immer, wenn du als Kind gezwungen wirst, ein Geheimnis zu haben, schämst du dich, so als hättest du einen schweren Fehler begangen. Erst viel später, als ich alt genug war für Sex, begriff ich: Ach, das war das damals. Als ich in das Alter kam, in dem sie war, als sie das mit mir gemacht hat, da hasste ich sie. Wie kann jemand einem Kind so etwas nur antun?“

Irvings Bücher sind voller bizarrer sexueller Begegnungen. Auch die Kindheit des neuen Romanhelden endet abrupt mit einem Missbrauchserlebnis. „Danach bleibst du in sexuellen Dingen lange das hilflose Kind, das du bei dieser ersten unfreiwilligen Erfahrung warst, sagt Irving. Bis ich weit über 30 war, fing ich immer wieder etwas mit wesentlich älteren Frauen an. Es war wie ein Zwang, die Heimlichtuerei meiner Kindheit immer und immer wieder zu wiederholen.“

Irving überwand den Missbrauch erst, als der älteste seiner drei Söhne elf Jahre wurde und er endlich wagte, darüber zu sprechen. Und seit er weiß, wer sein Vater ist, ist etwas in seinem Leben zur Ruhe gekommen. Dem Helden des neuen Romans „Bis ich Dich finde“ gönnt er schließlich das Glück, seinem Vater zu begegnen.

Jack Burns, der Protagonist des neuen Romans, reist den Spuren nach, die William Burns vor langer Zeit hinterlas-

sen hat, bis diese letztlich verwischen. Erst ein unerwarteter Anruf führt Jack ans Ziel. Seine Halbschwester Heather, von deren Existenz er nicht einmal wusste, bittet ihn, den berühmten Schauspieler, um finanzielle Hilfe, um den Unterhalt des gemeinsamen Vaters aufbringen zu können. Das ist nicht verwunderlich. William Burns befindet sich im Sanatorium Kilchberg. Das vorletzte Kapitel des Romans namens „Zürich“ ist diesem Umstand gewidmet: „Die Riege von Ärzten, die er (i. e. Jack Burns) im Sanatorium Kilchberg kennen lernen würde, trug einschüchternde Namen, und ihre jeweiligen Rollen waren (wie die Tätowierungen seines Vaters) miteinander verknüpft und überlappten sich zuweilen.“

John Irving besuchte auf Vermittlung des Diogenes Verlages im August 2003 das Sanatorium in Kilchberg und unterhielt sich, wie in der Presse zu lesen war, etwa eineinhalb Stunden mit dessen ärztlichem Direktor Professor Greil und anderen Psychiatern aus dem Stab. Diskutiert wurden mögliche Krankheitsbilder für seinen fiktiven Patienten. Sie reichen von einer bipolaren Erkrankung über eine Hypothyreose bis hin zum Curschmann-Steinert-Batten-Syndrom.

Irving entscheidet sich schließlich für eine Zwangsneurose, von der seine Figur William Burns nicht mehr loskommt: „Er hat alles tätowiert, außer den Kopf und den Penis.“ Real existierende Klinikärzte werden ins Romangeschehen integriert, so etwa Dr. Horvath, dessen Name unverändert bleibt, Österreicher, der die Romanfigur Jack an Arnold Schwarzeneggers Akzent denken lässt, am akzentuiertesten wohl Frau Dr. Stephanie Krebs, als sanft übernachtliche Dr. Ruth von Rohr. Übrigens sind sämtliche literarisierte Ärztinnen und Ärzte des Sanatoriums Kilchberg in der Liste der Danksagungen von John Irving persönlich benannt. Zu Professor Greil, der wohl tuend locker und entspannt mit seiner Fiktionalisierung auch gegenüber der Presse umgeht und sich offen zu ihr bekennt, finden sich – bezogen auf seinen „Nom de plume“ – einige Charakteristika (**siehe Tabelle**).

Prof. Waldemar Greil alias Prof. Lionel Ritter gibt textinterpretatorisch keine größere Analyse her. Die einzig interessante Akzentuierung betrifft sei-

Irvings Charakterisierung von Professor Waldemar Greil

ÄUßERES	AFFEKT	AUFFÄLLIGKEITEN
— ordentlich, aber lässig gekleidet	— freundlich	— leichter Hang zur Langatmigkeit und Weitschweifigkeit
— gepflegt	— gibt sich Mühe, diplomatisch zu sein	— offenbar gewohnt, Besprechungen zu leiten
— fit aussehend (Verweis auf den britischen Filmschauspieler David Niven in Tenniskleidung)	— kräftiger Händedruck	— ließ keinerlei Zweifel daran, wer das Sagen hatte
— drahtig		— Stereotypie: „Nun ja ...“
— spricht gutes Englisch		

nen angeblichen Hang zur Langatmigkeit. So what. Bei einem deutschen Professor ist dies nicht weiter überraschend. Aber schließlich ist das eine bloße Behauptung von Irving, die er erzählerisch nicht gültig einlöst. Vielmehr richtet sich dieser sanfte Vorwurf gegen den Roman selbst: das Werk umfasst immerhin 1.140 Seiten! Entgangen scheint dem amerikanischen Schriftsteller auch die Tatsache zu sein, dass Waldemar Greil bereits schon einmal in einem Roman eine kleine, für den weiteren Verlauf der Handlung nicht weiter tragende Rolle spielt: in „Irre“ von Rainald Götz, jenem Psychiater und Schriftsteller, der 1983 bei dem Klagenfurter Wettbewerb um den Ingeborg Bachmann-Preis die Anwesenden mit einem Rasierklingenschnitt in die Stirn und seinem tropfenden Dichterblut schockierte. Dr. Waldemar Greil zählte damals zu den Lehrern von Rainald Götz in der Münchner Nußbaumstraße.

Welche Schlussfolgerungen dürfen wir aus unseren bisherigen Überlegungen ziehen? Als Thomas Manns Roman „Buddenbrooks“ erschien, zirkulierten sogleich in Lübeck Listen, wer sich in der Realität hinter welcher Romanperson verberge: gewissermaßen ein „Who is who“ der Buddenbrooks. Doch wem war damit gedient? Befriedigt wurde bestenfalls eine gewisse voyeuristische Lust einiger Lübecker Bürger, für die der Roman nichts anderes war als eine Art Peepshow: Man glaubte, durch ein Schlüsselloch starren und das obskure Objekt der Begierde erkennen zu können. Für die Gesamtinterpretation des Romans hatte diese Liste ebenso wenig eine Bedeutung wie für die Würdigung seines literarischen Wertes. Man hatte ein Werk der Weltliteratur zu einem „Roman à clef“, zu einem Schlüsselroman gemacht.

In Mode kam die literarische Verschlüsselung in der „Schäferdichtung“ und im sogenannten „Höfisch-galanten Roman“ im Gefolge Vergils, Petrarca und Boccaccios, denn „zart gebaut, doch hart gesotten war'n die Rokoko-Kokotten“. Mit dem Begriff „Schlüsselliteratur“ werden literarische Werke bezeichnet, in denen wirkliche Personen, Zustände und Ereignisse meist der Gegenwart des Autors hinter fiktiven oder historischen Namen mehr oder minder verborgen

sind. Das Verständnis der Werke setzt beim Leser die Kenntnis des verwendeten „Schlüssels“ oder der verschlüsselten Verhältnisse voraus. Im Unterschied zu solchen Werken, in denen bestimmte wirkliche Personen zu Urbildern oder Modellen wurden (z. B. in Goethes „Werther“ oder Fontanes „Effi Briest“) sind in der Schlüsselliteratur der konkrete Realitätsbezug und die Kodifizierung des Textes das bewusste Ziel des Autors. Sie enthält eine implizite Aufforderung an den Leser oder oft nur einen Kreis von Eingeweihten, das Verschlüsselte im Hinblick auf reale Vorgänge oder Personen zu lesen. Zur Schlüsselliteratur werden sowohl jene Werke gezählt, in denen der Schlüssel bestimmend für ihre Struktur ist, als auch Werke, in denen der Schlüssel nur von nebensächlicher, untergeordneter Bedeutung ist. Entsprechend den Voraussetzungen, die zur Verschlüsselung führten, kann man bestimmte charakteristische Typen unterscheiden:

1. Darstellung zeitgeschichtlicher und politischer Ereignisse: Zum Beispiel Brechts „Der aufhaltsame Aufstieg des Arturo Ui“, Feuchtwangers Roman „Erfolg“ (Adolf Hitler) oder Zuckmayers Drama „Des Teufels General“ (Freitod des Fliegergenerals Udet)
2. Die Verschlüsselung von Skandalen oder persönliche Abrechnungen, zum Beispiel Klaus Manns Roman „Mephisto“ (Gustav Gründgens) oder Elfriede Jelineks Roman „Die Klavierspielerin“ (die eigene Mutter).
3. Romane aus der literarischen Szene und Literatursatiren, zum Beispiel Martin Walsers Roman „Tod eines Kritikers“ (Marcel Reich-Ranicki).

Vielleicht kann man noch am ehesten Rainalds Götz mit seinem Roman „Irre“ (1983) eine gewisse Verschlüsselungsintention unterstellen, weil Götz darin seine persönliche Auseinandersetzung mit der Psychiatrie aufarbeitet. Auch in diesem Roman spielt der damals noch in der Münchner Nußbaumstraße tätige Waldemar Greil als „Dr. Waldemar Bögl“ eine Rolle. Bei John Irvings Roman „Bis ich dich finde“ wird man sich damit schon erheblich schwerer tun, wenigstens, was das Kapitel „Zürich“ betrifft. Außer den Betroffenen und außerhalb des kleinen Kreises von Kilchberger

Psychiatern dürfte es kaum einen Leser in Idaho oder Bottrop interessieren, wer sich wohl hinter Lionel Ritter verbirgt.

Dem verehrungswürdigen William Somerset Maugham, der in seinem Leben als Arzt und Schriftsteller nicht eine einzige langweilige Zeile veröffentlicht hat, verdanken wir für unser Thema drei wesentliche Einsichten:

1. „Ich kenne keine bessere Schulung für den Schriftsteller, als einige Jahre den Beruf des Arztes auszuüben.“
2. Analog dazu lese man Kollege Alfred Döblin, der schon 1913 für die Schriftsteller forderte: „Man lerne von der Psychiatrie!“
3. „Niemand hat das Recht, eine Figur aus einem Buch zu nehmen und zu sagen: Das bin ich. Er darf bestenfalls sagen: Ich habe zu dieser Figur angeregt.“

Und welcher zeitgenössische Deutschschweizer Psychiater kann das von einem potenziellen Literaturnobelpreiskandidaten schon von sich behaupten? □

LITERATUR

beim Verfasser

Prof. Dr. phil. Gerhard Köpf
Ariboweg 10, 81673 München
E-Mail: aribo10@web.de